

Alles wandelt sich

Science Fiction-Story von Uwe Lammers

Teil 1 von 2

Vorbemerkung:

Wir Phantasten stellen uns gern vor, wie der Erstkontakt mit außerirdischen Kulturen wohl vonstatten gehen könnte, und wahlweise dominieren dann entweder alptraumhafte Invasions-szenarien oder positivistische Vorstellungen, die in dem Glauben wurzeln, nur ethisch hochstehende Kulturen würden den Sprung in den Weltraum erfolgreich meistern können. Aber was ist, wenn es sich völlig anders verhält? Wie das ebenfalls sein kann, dokumentiert ein Zeitzeuge aus einer Parallelwelt, in der im Jahre 2003 der KONTAKT erfolgt – mit durchweg verheerenden Auswirkungen ...

Derselbe Wind, der den würzigen Geruch aus den Vorgärten der Stadt herübertrug, wehte auch die Geräusche der Zerstörung heran. Ich hob den Blick von meinen Rosen und blickte über die grünflorigen Hügel und die Trümmerlandschaft hinüber nach TechnoCity.

„Es geht wieder los“, meinte ich zu Florian am Fuß der Leiter.

„Ja, Großvater, aber das interessiert uns doch nicht. Los, reich mir noch ein paar Blumen runter, ich muss zu Annette, und du weißt, sie braucht zweihundert.“

Ich schmunzelte und schnitt geduldig mit der rostigen, liebevoll geölten Heckenschere weiter an den vielfarbigen Gen-Rosen. Sie hatten interessante Farben, manche waren rot mit weißen Sprenkeln, andere durchzogen von blau geäderten Bändern. Früher wäre mir so etwas völlig unreal erschienen, doch wie es schon bei Ovid hieß: alles wandelt sich, nichts vergeht ...

„Großvater!“

„Ja, ist schon gut“, riss ich mich zusammen.

Unwillkürlich hatte ich in meiner Arbeit verharrt, und diesmal lag es nicht an den Technoparasiten, die in der Ferne ihr Zerstörungswerk gegen die Automatismen fortsetzten. Damals ...

Als ich schließlich fertig war und ächzend von der knarrenden Leiter herabstieg, wartete mein Enkel schon ungeduldig auf die letzten paar langstieligen Rosen, die man hier oben am Gaußberg am besten ernten konnte.

Florian, ein junger Mann inzwischen – wie war er nur so schnell so groß geworden? War er wirklich schon siebzehn Jahre alt? – und von sehniger, kräftiger Statur, naturblond und bartlos, schaute interessiert an mir hoch und nahm mich ganz spontan in die Arme und drückte mich, dass mir die Luft wegblieb.

„Junge!“, keuchte ich. „Du bringst mich noch um!“

„Nie im Leben, Großvater!“, krächte er vergnügt. „Aber irgendwie danken muss ich dir ja ... weißt du, du bist so viel erfahrener, was die Rosen angeht ... ich hab' nicht soviel Geduld und würde bestimmt was falsch machen ...“

Ich seufzte amüsiert und warf einen Blick zum Rosenstock am alten Haus der Jaspers, fünfzehn Meter hangaufwärts. Da hatte er vor zwei Jahren schon versucht, Rosen zu schneiden. Bis heute kränkelten sie, weil er sie nicht richtig fachmännisch geschnitten hatte, doch damals meinte er, keine Zeit zu haben. Die Konsequenz war gewesen, dass seine unfachmännisch geschnittenen Rosen weit weniger Erlös gebracht hatten als erwartet. Seither hörte er auf mich. Manchmal waren wir alten Leute eben doch noch nicht zu überholt.

Wir steuerten den Hügel hinab, wobei er den schweren Korb trug, in dem die duftende Pracht der vielfarbigen Gen-Rosen lag, und ich mich mit dem knorrigen Stock vorsichtig vorantastete. Florian war so freundlich, mit mir Schritt zu halten, obwohl ich für unvergleichlich langsam sein musste.

„Ach, einmal im Leben wieder die Technik spüren, die man in diesem Alter bräuchte“, dachte ich wehmütig mit einem indifferenten Sehnen nach der vergangenen Zeit, der Zeit vor dem BESUCH. Dieses Sehnen war natürlich sinnlos. Keiner wusste das besser als die Alten. Die Jungen kümmerte es nicht, sie kannten ihre Welt nicht anders.

Für sie waren die Technoparasiten ohne Wert und ohne Gefahr, es sei denn, sie wälzten direkt über den Weg. Es erschien wenig ratsam, sich von zig Tonnen Polymetall niederquetschen und flachdrücken zu lassen. Pflanzen überlebten so etwas meistens. Menschen jedoch waren viel zu anfällig dafür.

Am Ende des steilen Bergpfades kamen wir an einer Bank vorbei, die für Leute wie mich gemacht war. Da ich schon außer Atem war, ließ ich mich kurz nieder und streckte meine knorrigen alten Glieder stöhnend aus.

„Macht es dir was aus, Florian, wenn ich etwas ausruhe?“

Er grinste spitzbübisch.

„Mir nicht“, entgegnete er, während er sich im Schneidersitz auf dem staubigen Pfad niederließ, auf den heiß die Sonne niederbrannte. „Den Blumen aber vielleicht.“

„Herrje“, lächelte ich matt und schob meinen Hut etwas tiefer in die Stirn, „wir sind auch rechte Trottel, dass wir das Tuch vergessen haben!“

„Mein Fehler“, gab Florian zu.

„Aber ein paar Minuten halten sie sich, und dann sind wir im Schatten der Bäume“, fuhr ich fort. „Ich bin halt kein D-Zug.“

Mein Enkel lachte.

D-Zug. Fernsehen. Hightech. Internet. Alles Worte aus dem Gestern ohne Bedeutung. Für ihn. Ich wusste, dass es diese Dinge noch an manchen Ecken der Erde gab. Aber nur an manchen, wo die Technoparasiten noch nicht hingekommen waren. Hätte es sich anders verhalten, dann, so nahm ich an, wären sie wie das Gros längst weitergereist. Doch solange sich noch militärisch-technischer Widerstand auf der Erde zeigte, würden sie bleiben, um möglichst stark zu partizipieren.

Ich dachte dämmrig im warmen Schein der Spätsommersonne an vergangene Zeiten in ungeahntem Wohlstand, den wir weitaus mehr genossen hätten, wenn wir hätten ahnen können, was kommen würde.

Aber die Technoparasiten waren etwas, was nicht vorhersagbar war.

Oh, ich erinnerte mich noch sehr gut, und häufig erzählte ich die Geschichte meinen Enkeln, jene Geschichte, wie ich es erlebt hatte, dass die Technoparasiten kamen und unsere Kultur zugrunde richteten ... oder wieder zurechtstutzten, je nachdem, wie man das sehen wollte. Mein alter Geist verfiel sich wieder in den Netzen der Vergangenheit und verirrte sich in dem labyrinthischen Geflecht von verstaubten Erinnerungen.

Ich döste in die Vorzeit hinüber.

*

Es war der fünfte Oktober des Jahres 2003, daran erinnerte ich mich sehr deutlich. Es war noch nicht allzu lange her, dass Bundeskanzler Schröder die Bundestagswahl erneut gewonnen hatte. Mit Deutschland ging es nach einer schier endlosen Rezession unter der Regierung Kohl allmählich wieder einem bescheidenen Wohlstand entgegen. Ich war in jenen Tagen junger Student, gerade einmal 23 Jahre alt, hochmotiviert, ich studierte in Berlin und fuhr an den Wochenenden immer nach Hannover mit der gut ausgebauten ICE-Strecke und dem Studententicket.

Als das Verhängnis über uns kam, las ich gerade in irgendeinem Buch, dessen Titel mir entfallen ist, weil viel schlimmere Gedanken mich später heimsuchten und jenen Moment überlagerten. Aber an den MOMENT und das Drumherum kann ich mich noch sehr gut erinnern, es wird förmlich bis ans Ende meiner Tage in meinen Geist eingebrannt sein.

Bequem zurückgelehnt saß ich im Sitz, spürte nichts von der immensen Beschleunigung, und ganz sicher dachte ich nicht daran, dass die Welt, wie ich sie jetzt kannte, gleich untergehen würde.

Aber dem war so.

Das erste, was ich spürte, war eine heftige Vibration des gesamten Zuges, die die Gläser auf der anderen Gangseite in den Halterungen klirren ließ. Fahrgäste schrakten auf, der Schaffner, der eben in unser Großraumabteil getreten war, griff unwillkürlich nach seinem Funkgerät, doch er kam nicht mehr dazu, es zu aktivieren.

Wir kamen insgesamt zu gar nichts mehr.

Mit einem brutalen Ruck kam der Zug beinahe zum Stillstand, und hätte ich nicht das Buch Buch sein lassen und die Hände hochgerissen, so hätte ich mich gewiss schwer verletzt. So prallte ich nur mit den verschränkten Armen vor dem Gesicht gegen die Rückenlehne des Vordersitzes und hatte einen kurzen Blackout.

Das nächste, an das ich mich erinnere, ist die Tatsache, dass der Zug SCHIEF lag. Er war nach links geneigt, und auf meiner Fensterseite sah ich Gebüsch, das gegen das Fenster drückte.

Der Waggon ruckte ständig in absurden **Zuckungen**, bebte, hob sich und wurde wieder aufs Gleisbett zurückgeschleudert, auf dem er noch teilweise lag. Ringsum war Panik ausgebrochen, Menschen kletterten den steilen Gang entlang, schlugen Fenster ein und versuchten, hinauszuklettern. Irgendwo weinten Kinder, Verletzte schrien, und das knisternde Geräusch, das von draußen aufklang, hörte sich auch nicht viel Vertrauen erweckender an.

Ich beeilte mich, wenigstens meine kleine Tasche zu retten und es den anderen Leuten nachzumachen. Zugegeben, ich dachte erst mal nur an mich. Und als ich draußen war und auf einer Weide neben traumatisierten Kühen stand, versuchte ich das Bild zu verarbeiten, das mir meine Augen zeigten und das ich nicht glauben mochte.

Der ICE war entgleist, weil ... ein UNGEHEUER auf zwei mächtigen Beinen, die wie der Unterleib eines gewaltigen Roboters aussah, auf den Triebwagen gesprungen und gerade dabei war, ihn mit gleißendhellen Laserblitzbögen in Stücke zu zerlegen. In dem wahnsinnig hellen Licht, das selbst durch meine Sonnenbrille nur höchst unvollkommen abgemildert wurde, ließ sich das Ungetüm kaum erkennen. Aber es war gewiss groß wie ein dreistöckiges Haus, eher höher.

Später bekam ich heraus, dass das einer von den kleineren gewesen war, sozusagen einer aus einer „jungen“ Generation. Er besaß dreizehige Füße, ausgerüstet mit Tiefbohrdornen, die

sich problemlos durch zentimeterstarkes Metall bohren konnten. In den „Füßen“ und unter dem zwischen den klobigen Beinen freischwingend aufgehängten, entfernt kubischen Körper, besaß er Sensoren für Radiowellen- und Mikrowellenkommunikation, außerdem für Energieströme sowie umfangreiche Erfassungssysteme optischer Natur. Spezielle Massenspektrometer zeigten ihm außerdem an, wo sich lohnende Ziele befanden, die mit minimalem Energieaufwand erreicht werden konnten. Da er nun einmal über der Ebene Norddeutschlands herunterkam, musste er sich das nächstbeste Ziel suchen, und das war unser ICE.

Er ignorierte gänzlich unsere Anwesenheit. Die meisten Zuggäste, die unter Schock standen, flohen sowieso kopflos in die Gegend, allein getrieben von dem panischen Gedanken: Weg! Nur weg von hier!

Bis die Bundesgrenzschutzeinheiten und Sanitäter eintrafen, dauerte es über drei Stunden. Und es war ein lausig kalter Tag. Meine Jacke war im Zug zurückgeblieben, den die unheimliche Kreatur jetzt mit enormer Geschwindigkeit und gnadenloser Zielstrebigkeit in Einzelteile zerlegte und dann zu einem stark komprimierten, etwa zwölf Meter durchmessenden Ball aus Metallen und Kunststoffverbindungen umformte, der aussah wie die Dungkugel eines Skarabäuskäfers. Noch später sollte ich erfahren, dass das durchaus richtig war.

Als er mit dem ICE fertig war, ging er gewissermaßen „in die Hocke“, ließ ein ohrenbetäubendes Summen hören – und schoss raketengleich, doch ohne Feuerschweif, in den grau verhangenen Himmel und war verschwunden.

Das war meine erste Begegnung mit den Technoparasiten.

*

Naturgemäß interessiert das meine Enkel nicht mehr so sehr heute. Schließlich haben sie mit den Nachkommen der damaligen Parasiten immer noch zu tun. Wir haben uns inzwischen aber fast an sie gewöhnt. Meine Enkel fragen heute stets nach obskuren Details unserer früheren Kultur. Etwa ob wir diese seltsamen rechteckigen Dinge aus Papier wirklich „lesen“ konnten.

Bücher. „Seltsame rechteckige Dinge aus Papier“. Ob ich mich daran jemals gewöhnen werde, dass Nachgeborene so von ihnen sprechen?

Einerlei – wenn ich ihnen dann den Anfang von Tom Sawyer und Huckleberry Finn vorlese, mehrmals, da immer später noch Kinder hinzukommen, die den Anfang nicht mitbekommen haben, dann halten sie mich für jemanden mit einem sehr guten Gedächtnis. Ich muss da

immer an Homer denken, der wahrhaftig ein gutes Gedächtnis hatte – ich kann einfach nur noch lesen. Die heutigen Kinder sind dagegen fast alle Analphabeten. Schriftsprache besitzt kaum mehr Relevanz fürs Überleben. Ich finde das sehr traurig, aber ich muss es wohl akzeptieren.

Die Kinder fragen mich, wenn sie CDs finden oder Disketten, wie es kommt, dass die Parasiten solche Dinger ablegen, oder ob es sich vielleicht sogar um „Eier“ der Parasiten handelt. Wenn ich ihnen zu erklären versuche, dass es sich um Datenträger der Menschen handelt, stoße ich auf völliges Unverständnis. Es wird mir einfach nicht geglaubt. Ich bin als Märchenonkel verschrien, der immer so drollige Sachen aus der Vergangenheit erzählt.

Unsere Zeit ist schon so lange vorbei, dass man denken könnte, sie läge Jahrhunderte zurück. Und dabei sind seit damals, seit sich alles wandelte, gerade mal etwas mehr als sechzig Jahre vergangen.

Der Anfang des 21. Jahrhunderts ist für unsere Enkelkinder so unvorstellbar, wie es für uns damals Lebende am Beginn des Jahrhunderts die heutige Zeit gewesen wäre. Das Heute widerspricht ja auch allem, was damals in unseren Köpfen und vor allen Dingen in den Köpfen der gesellschaftlichen Eliten als Zukunftsvision Bestand hatte.

Damals redeten alle Politiker von „unumkehrbaren“ Ereignissen und Entwicklungen, erzählten von einem globalen Aufschwung der Weltwirtschaft, von der Befriedung lokaler Problemzonen und der Einhaltung der Menschenrechte. Heute ist das alles so fremd wie uns damals solche Dinge wie die Technoparasiten notwendig sein mussten.

Aber das Universum kümmerte sich nicht um unsere Kleinkariertheit, das lernten wir auf die härteste Weise, die es nur gab.

*

Am 6. Oktober 2003 in aller Herrgottsfrühe kam ich schließlich mit den anderen Unverletzten des Bahnunglücks in Braunschweig an, und hier erkannten wir erst allmählich, was wirklich los war und in was für einer chaotisch veränderten Welt wir lebten.

Auf den Straßen standen militärische Fahrzeuge. Polizisten, die deutlich übernächtigt aussahen, allesamt bewaffnet, kontrollierten unsere Personalpapiere. Irgendwo in der Ferne donnerte Artillerie, und Teile der Stadt standen zu unserer Bestürzung in Flammen.

Glücklicherweise konnte ich mich zu einem Mitkommilitonen durchschlagen, der mir erstmal Obdach anbot, etwas zu essen und zu trinken, und mir Ahnungslosem dann erklärte, was eigentlich passiert war.

Schon Anfang September war ein Objekt beobachtet worden, das mit hoher Geschwindigkeit von irgendwo außerhalb der Ekliptik ins Sonnensystem einflog (ich hatte das einfach nicht mitbekommen, sondern mich damals in meiner Studienliteratur vergraben, da ich an irgendeiner Hausarbeit schrieb). Anfangs war es noch für einen Kometen oder ähnliches gehalten worden, aber die Wissenschaftler wurden immer aufgeregter, je näher es der Erde kam. Schließlich stellte es sich als mächtige Kugel heraus, die mehr als fünfzehn Kilometer Durchmesser besaß und direkten Erdkurs eingeschlagen hatte.

Endlich, so glaubten viele geängstigt, andere hoffend, kam es zur Begegnung mit den Wesen „da draußen“, jenen hoch stehenden, uralten Intelligenzen, die ganz zweifellos über einen hohen Intellekt verfügen mussten und von denen wir lernen würden, wie wir das Tor zu den Sternen aufstoßen und mit unseren hausgemachten Problemen fertig werden würden. Das waren die naiven, positivistischen Anhänger der Science Fiction-Community, geprägt durch Serien wie *Star Trek*.

Besonders militärische Stellen befürchteten dagegen eine Invasion und gaben vorsorglich Alarm, verhängten Ausgangssperren für Kasernen und setzten Alarmfallübungen an. Wenn sie sich an filmischen Vorbildern orientierten, dann wohl eher an H. G. Wells *Krieg der Welten* oder Vergleichbarem.

Dummerweise irrten sich beide Gruppen gründlich in dem, was später als DER BESUCH in die Annalen der Menschheitsgeschichte eingehen sollte. Auf das, was kam, war niemand wirklich vorbereitet, weder im Guten noch im Schlechten.

Und dann, am Abend des 4. Oktober, geriet das Objekt in die Lunabahn **und brach auseinander!**

Von da an überschlugen sich die Ereignisse.

„Du musst dir das vorstellen!“, schrie mein Studienfreund José fast. „Es BRACH auseinander! Die Kameras der Station FREEDOM konnten das genau beobachten. Es ... es zerfiel wie ein Mosaik in Tausende von kleinen, identischen Teilchen, in Miniaturkugeln, die auf die Erde herabregneten. Es war ein Bild für die Götter ...“

Es war zugleich das letzte Bild von FREEDOM, bevor die Station durch den Frontalkontakt mit den Parasiten die Bordatmosphäre verlor und als Rohstoff verarbeitet wurde. Die Besatzung kam dabei ums Leben. Die Kosmonauten von MIR II hielten sich noch fast sechs

Wochen länger. Ihre Station war zu klein, um auf Anhieb entdeckt zu werden. Sie dürfte heute noch im Orbit kreisen, an Bord die verhungerte Besatzung, die natürlich nicht mehr versorgt werden konnte, nachdem die Parasiten alle Raumfahrtbahnhöfe demontiert hatten.

José fuhr fort, dass überall auf der Welt diese Kugeln heruntergekommen seien, besonders viele in Nordamerika und in Europa. Ganze Schwärme riesenhafter Parasiten seien „ausgeschlüpft“ und alsdann ohne Warnung über die Metropolen der westlichen Welt hergefallen.

Sie sahen aus wie Quader mit abgerundeten Kanten, die als Anhängsel zwei Ein-Gelenk-Beine hatten, die sie voranstapfen ließen. Das Gewicht betrug bei kleinen Parasiten vierundfünfzig Tonnen, bei großen konnten es schon mal dreihundert werden. Ihre Ziele waren energetisch aktive und materialienreiche Metropolen.

Tokio, Bombay, Kalkutta, Perth, Hongkong und Manila zählten zu den ersten Opfern im pazifischen Raum, San Francisco, Los Angeles, Hollywood als Anhängsel davon, New York, Washington, Boston, Chicago und ähnliche Städte wurden von ganzen Schwärmen von Technoparasiten attackiert. Zunächst nannte man sie einfach nur „die Aliens“ und sprach von „Robotern, die die Festung sturmreif schießen“ sollten.

Erst nach ein paar Wochen, als sich die ersten bescheidenen Anfangserfolge in der Bekämpfung der Invasion eingestellt hatten – diese Handlungsweise sollte übrigens dafür verantwortlich sein, dass wir weitaus länger unter ihnen zu leiden hatten als sonst – , begriff dann aber auch der letzte Depp, dass dies die Feinde SELBST waren, nicht irgendwelche vorausgeschickten Alien-Rollkommandos.

Wir hatten es mit *mechanischem Leben* zu tun. Und es kämpfte uns systematisch nieder.

*

Die ersten Ziele waren, wie erwähnt, Großstädte und großindustrielle Ballungszentren. Mit anzusehen, wie Detroit in Schutt und Asche gelegt wurde – CNN war als Kriegsberichterstat-ter live dabei und sah den heroischen Kampf der Nationalgarde und der Air Force gegen die größten der Technoparasiten, die sich als teilweise gut gepanzert erwiesen und nur mit strahlungsarmer nuklearer Artillerie vernichtet werden konnten, das war schon grauenvoll. Aber in Braunschweig zu sitzen und zusehen zu müssen, wie die nahen Volkswagenwerke in der Stadt an der Hamburger Straße, kaum drei Kilometer von mir entfernt, und in Wolfsburg, nicht einmal dreißig Kilometer weg, geradezu ausgeschlachtet wurden, gegen den heftigen Wider-

stand der Bundeswehr und des Bundesgrenzschutzes, der letztlich nur hohen Blutzoll und unglaubliche Materialverluste zur Folge hatte, aber am Endresultat nichts änderte – am Sieg der Technoparasiten – das mit anzusehen war einfach entsetzlich.

Nachdem die Menschen die ersten Schocks überwunden hatten vereinigten sich die Streitkräfte, ihre Rivalitäten in verschiedenen Ländern vergessend, und gingen massiv gegen die Feinde vor. Es gab schon eine Reihe spektakulärer Anfangserfolge, und viele hundert der Technoparasiten, darunter besonders die großen, die zum Teil in New York und Paris schon hohe Kuppeln angelegt hatten, deren Inneres völlig fremdartig war, wie die Geheimdienste und Sturmtrupps herausfanden, die sie inspizierten, viele hundert dieser Parasiten also fielen den heftigen Kämpfen der frühen Widerstandswochen zum Opfer. Inzwischen fanden die Wissenschaftler auch heraus, dass die Zahl dieser Wesen nicht strikt begrenzt war. Offenkundig reiften in den unzähligen Metall- und Kunststoffkugeln wie der, zu der unser ICE transformiert worden war, die Nachkommen der Invasoren heran.

Das Entsetzen war unermesslich.

Aber es wurde noch schlimmer, als die nächste Phase eingeläutet wurde: Ende November klinkten sich die Parasiten ins Internet und die weltweiten noch existierenden Kommunikationsleitungen ein und begannen massiv damit, Wissen abzuzapfen, Desinformation zu verbreiten. Und dann, als sie alles hatten, was sie wissen wollten, zerstörten sie durch eingeschleuste, vollkommen fremdartige Virenprogramme die globale Datensphäre.

Ungeheuerliche volkswirtschaftliche Werte gingen auf diese Weise über Nacht verloren. Die Kommunikationssatelliten wurden nahezu völlig nutzlos. Militärische Aufklärung wurde beinahe in die Steinzeit zurückgeworfen. Die Presse stand weitgehend still. Radio- und Fernsehstationen, inzwischen meist nur noch Zweit- und Drittsender, weil die Sendehäuser zerstört worden waren, fielen ebenfalls aus. Der globalen Informationsinfrastruktur wurde sinnbildlich das Rückgrat gebrochen und die Menschheit in nationale Zellen parzelliert.

Menschen sind jedoch flexibel und erfinderisch, und so stiegen wir darauf um, zeitraubende Kommunikationswege zu gehen. Briefverkehr nahm große Ausmaße an. In großen Lastern donnerten die Postexpressdienste über die Lande, Autos ersetzten die schnelle Mail oder wichtige Telefonanrufe.

Derweil begannen die Parasiten, sich kleinere Ziele zu suchen. Nun schienen sich Spezialistenkasten herauszuprägen. Im Laufe der Wintermonate machten einige von ihnen Jagd auf Flugzeuge – eine unerquickliche Tätigkeit für beide Seiten. Wenn nämlich die Parasiten die Flugzeuge rüde zur Landung drängten, explodierten diese meist und verstümmelten den be-

treffenden Parasiten oder zerstörten ihn ganz. Dennoch passierte das immer wieder, und irgendwann brach der Flugverkehr völlig in sich zusammen, natürlich auch deswegen, weil die Airports von den Parasiten besetzt und wiederholt geplündert wurden. In vielen Fällen schneller, als die verlorene Infrastruktur ersetzt werden konnte.

Andere Parasiten spezialisierten sich, gehend Jagd auf Autos in den Innenstädten zu machen. Häufig hockten sie, gewaltigen bizarren Geiern nicht unähnlich, auf den Ruinenskeletten alter Backsteinbauten, denen sie die Glasscheiben entnommen hatten, ebenso Regenrinnen und kunststoffhaltige Installationen – alles Ressourcen für sie –, und sprangen hinab, wenn die Kurierfahrzeuge vorbeifuhren. Die wenigsten Kuriere überlebten eine solche Verfolgung. Ein Überlebender meinte einmal zu einem Journalisten: *„Mir war, als wäre ein T-Rex hinter uns her! Bei Gott, das kann nie im Leben schlimmer gewesen sein!“*

Grundsätzlich wurde die Kommunikation immer problematischer, je weniger Technik zur Verfügung stand, die staatlichen Verwaltungen und Ordnungsstrukturen brachen immer rascher in sich zusammen. Die Menschen flüchteten aus den Städten, auch ich gehörte wie selbstverständlich dazu und ließ mich in einem kleinen Dorf unweit von Berlin schließlich nach wochenlangen Wanderungen nieder, wo desertierte Pioniere einen leidlich funktionierenden Hof übernommen hatten. Das gelang erst, nachdem die Technoparasiten in Scharen an dem Dorf vorbeigewandert waren, einige Häuser zerstampft und die Einwohnerschaft in die Flucht getrieben hatten.

Allmählich bekamen wir trotzdem ein genaueres Bild von dem, was ablief.

Die Menschheit befand sich kollektiv auf der Flucht vor den außerirdischen Maschinen, und diese hatten inzwischen ihre kurzen Flüge und brüskten Startmanöver, um rasch größere Strecken zu überwinden, nahezu völlig beendet. Heute wissen wir, dass die Gründe dafür in der Energieversorgung lagen.

Die Parasiten sind genau das, als das sie anfangs apostrophiert wurden, und sie können auch einfach nicht mehr leisten. Sie plündern Städte – die sie wohl als abzuerntende Felder, gut gefüllte Depots oder Ähnliches ansehen –, um an Glas, Keramik, Verbundmetalle, Edelmetalle und Kunststoffe heranzukommen, die sie für die „Konstruktion“ ihres „Nachwuchses“ benötigen. Wie immer das auch genau gehen mag. Außerdem klammern sie sich an Energieleitungen und fangen Mikrowellenbündel ab für die Eigenenergieversorgung. Ganze Horden schaffen es mit entsprechendem technischen Knowhow sogar, Kernkraftwerke bis zur Neige leerzuzapfen und dann alle Materialien rückstandsfrei zu verarbeiten, ganz besonders alle strahlungsaktiven Materialien. Sie saugen Radioaktivität geradewegs in sich auf und trans-

formieren sie in verwendbare Energie. Für uns klingt das ganz unglaublich, weil wir mit nuklearen Altlasten immerzu zu kämpfen hatten.

Die Technoparasiten sehen darin überhaupt keine Schwierigkeit. Für sie ist die Verwertung solcher industrieller Lasten vielmehr eine in Jahrtausenden eingeübte Praxis, die ihnen keinerlei Probleme mehr bereitet.

Je weniger Kraftwerke allerdings arbeiteten, desto mehr schränkten sie automatisch ihren Energieverbrauch ein und vermieden kräftezehrende Manöver nach besten Kräften. Und Gehen über Land ist nun einmal energiesparender als Fliegen oder was sie sonst taten.

Als der erste Nachwuchs aus den Rohstoffeiern schlüpfte, bekamen wir die nächsten unerwarteten Probleme. Denn die „Eltern“ standen mit den „Kindern“ per Mikrowellentransmitter in Nachrichtenverbindung, während letztere heranreiften. Die Konsequenz bestand darin, dass sie „schlauer“ waren als die Alten zu Beginn.

Im zweiten und dritten Jahr der Invasion begannen die „kleinen“ Parasiten damit, U-Bahnen auszuschlachten und Bergwerke zum Einsturz zu bringen. Letzteres geschah eher unabsichtlich, als sie Ressourcen ergraben wollten. Manche wurden auch gezielt durch Bergwerksprengungen ausgeschaltet. Dass uns das alles sehr viel weiterhalf, konnte man aber nicht behaupten.

Die Verhältnisse waren und blieben einfach verheerend und wollten sich einfach nicht verbessern. Es existierten allerdings noch einige wenige Technik-Enklaven, wo es gelungen war, einzelne Rechner und Maschinenfuhrparks zu verbergen. Das wurde umso leichter, als die großen Parasiten nahezu einheitlich abgeschossen worden waren bzw., als sie im dritten Jahr begannen, sich selbst zu zerfleischen.

Das war ein seltsamer Prozess, wie wir fanden. Auf dem flachen Land war das so deutlich nicht bemerkbar, aber je mehr man an industrielle Ballungszentren kam, desto häufiger konnten wir beobachten, wie Scharen von kleineren Parasiten sich über die lethargischen großen hermachten und sie zu zerlegen begannen.

Das machte uns natürlich Hoffnung.

So genannte Techno-Ökologen, eine Zunft, die sich erst fünf Jahre später zaghaft etablierte und zwölf Jahre nach der Ankunft ihre Blütezeit erlebte, erklärten dann in Form von „Wanderpredigern“, womit wir es hier zu tun hatten.

„Es ist eine altershierarchische Gesellschaft, die sich offenkundig primär daran ausrichtet, wie hoch das Nährstoffangebot ist. Da unsere Welt inzwischen weitestgehend ausgeplündert ist, bauen die am höchsten entwickelten Technoparasiten Nester in den rohstoffreichen Hoch-

burgen. Sie verteidigen sie auch gegen ihresgleichen und modifizieren sich unter dem Druck des Wettbewerbs wie normale Lebensformen.

Sie leiden jedoch allgemein unter dem Mangel an Energie, das ist gewissermaßen der Preis ihres eigenen Erfolges. Je größer sie sind, desto mehr Energie benötigen sie. Deshalb werden inzwischen kleinere, mobilere und energiesparendere Varianten entwickelt, die für den Kuppelbau zwar länger brauchen, aber dafür eine bessere Kosten-Nutzen-Effizienz aufweisen. Diese werden aber auch leichter Opfer feindlicher ‚Gruppen‘, wie ich sie mal nennen möchte.

Wir brauchen aber nicht zu glauben“, hatte Alan Baumgart, ein Techno-Ökologe aus dem agrarisch gewordenen Cambridge im März 2010 erklärt, „dass damit unsere Probleme enden. Denn die Population wird sich irgendwann stabilisieren. Wir wissen noch nicht genau, was das langfristige Ziel dieser Wesen ist, jenseits des Baues dieser Kuppeln und der Ausschachtung der natürlichen und zivilisatorischen Ressourcen. Es scheint keins zu geben, das wir bislang erkennen können.“

Das schien wirklich so zu sein.

Wir einfachen Menschen gaben es alsbald weitgehend auf, uns nach solchen vergessenen Dingen wie elektrischer Beleuchtung, Fernsehen, Internet, Automobilen oder ähnlichem zurückzusehnen. Wir waren viel zu stark damit beschäftigt, die harten Winter durchzustehen.

Es zog mich aus der einstigen deutschen Hauptstadt wieder fort, denn hier lag die Todesrate durch marodierende Kleinst-Technoparasiten immer noch um vierzig Prozent höher als im Umland. Das lag schlicht und ergreifend daran, dass hier viel zu holen war und Menschen immer wieder in die Ruinenstadt vorstießen, um sich mit zivilisatorischen Gütern zu bevorraten: Konserven, Bücher, Geräte, Tauschgut.

Auf diese Weise prallten die Trupps natürlich immer wieder auf die Technoparasiten, die sich hier ballten und die Ruinen plünderten.

Längst war die Menschheit in ganz Mitteleuropa zur Natural- und Tauschwirtschaft zurückgekehrt. Vom Rest der Welt bekamen wir wenig mit, aber es sah nicht danach aus, als ob es realistisch sein würde, bessere Verhältnisse im Rest der Welt für plausibel zu halten. Ähnliche Schwierigkeiten wie bei uns plagten die Menschheit überall auf dem Globus. Bauernhöfe im Umland der Hauptstadt wurden nicht nur von Flüchtlingen aus dem Osten besiedelt und teilweise mit brutaler Gewalt besetzt, sondern es kam auch zu Plünderungen, Vergewaltigungen, ganzen Massakern, Standgerichten und manchmal zu regelrechten Versklavungen von Minderheiten und Leuten, die sich dagegen nicht wehren konnten.

Ich zog quer durch das verwüstete Norddeutschland. Über Schottertrassen, aus denen die einstigen Gleisbetten entfernt waren. Entlang der Bundesstraßen, deren Asphalt von den Tritten der Parasiten schon vor Jahren zertrümmert worden war. Durch Ortschaften, die aufgewühlte Böden und Straßen besaßen. Kleinst-Parasiten waren hier wühlend tätig gewesen und hatten Kanalisationsrohre aus Kunststoff sowie Glasfaser- und altmodische Kupferkabel herausgerissen. Dann und wann kam ich bei Höfen unter, anfangs misstrauisch beäugt, bis ich meine Arbeitskraft unter Beweis stellte und mir damit meine Mahlzeiten und manche Informationen verdiente.

So fügte sich langsam, sehr langsam ein Bild zusammen. Wenngleich auch nur für einzelne Landstriche.

*

Es gab wenige Sender in Europa, aber immerhin war das Netz noch nicht vollkommen zerstört. Die meisten waren mobile kleine Stationen, die nur alle paar Tage Sendungen ausstrahlten und dann ihre Standorte wechselten, um nicht von den Parasiten aufgespürt und in Rohstoffe zerlegt zu werden.

Besonders in Amerika, aber auch in Frankreich, England und osteuropäischen Staaten gab es noch kleinere Enklaven von Hightech, die sich erfolgreich gegen die größeren Technoparasiten gewehrt hatten. Offensichtlich mit nuklearer Munition erzielt, wie wir später mitbekommen sollten. Weltweit forschten Wissenschaftler, besonders in den USA, mit Hochdruck daran, Mittel gegen die Parasiten zu finden.

Später, als die Energieknappheit die Bewegungsradien der Parasiten beschränkte, und als sie deshalb an die Gebiete gekettet waren, in denen sie zur Zeit verweilten, da sahen wir sie weitaus seltener. Sie konzentrierten sich nun auf die einstigen Großstädte und pulverisierten sie allmählich, lösten Stahlbeton in seine Bestandteile auf, wrackten Dock- und Hafenanlagen ab, Wehre, Straßen, Brücken, Kommunikationszentren, Kläranlagen und dergleichen.

Das flache Land wurde dadurch sicherer. Dort konnten wir durchaus leben, wenngleich auch unter den Bedingungen, wie sie etwa im beginnenden neunzehnten Jahrhundert geherrscht hatten: Ohne elektrischen Strom und ohne Zeitungen etwa, denn alle Druckanlagen, Computer, Druckerpressen und dergleichen gehörten genauso wie Kopierer längst der Vergangenheit an. Meist auch ohne fließendes Wasser, obwohl manche Gegenden im Improvisieren da recht gut waren. Und leider auch ohne Antibiotika, was die Zunahme von Krankheiten,

zuweilen auch Seuchen im Gefolge hatte und so die ohnehin bereits arg dezimierte Bevölkerung noch weiter schrumpfen ließ.

Aber in all dieser Primitivität und Langsamkeit entdeckten wir allmählich ein rares Gut der Vergangenheit wieder – die Geduld. Geduld und zugleich eine innere Ruhe, die schlussendlich viele Überlebende zu der Überzeugung brachte, die Technoparasiten seien eine Geißel Gottes gewesen, um uns irregeleitete Menschen, die den Götzen Technologie anbeteten, auf den *Rechten Weg* zurückzuführen. So führte der Kulturzusammenbruch zugleich zu einer eigenwilligen Renaissance der Gläubigkeit und der spirituellen Lebenseinstellungen.

Die Leute, die das glaubten, waren es dann paradoxerweise auch, die uns retteten: sie predigten nämlich nichts Geringeres, als die einstmaligen Großstädte dem Verfall zu überlassen und sich nicht mehr um die Technoparasiten zu kümmern.

„Irgendwann werden sie sehen, dass hier nichts mehr zu holen ist, und sie werden verschwinden“, prophezeiten sie.

Die vormaligen Manager, Wissenschaftler, Militärs und Politiker, also all jene, die an der Restaurierung des vormalig dominierenden technologischen Pfades arbeiteten, wollten von alldem natürlich nichts wissen. Sie merkten schon deutlich alarmiert, dass der Analphabetismus wieder um sich griff, dass es schwierig wurde, den Kindern Mathematik und Geometrie oder gar Informatik beizubringen. Es gab eben kaum mehr Anschauungsmaterial, und das tägliche Leben, ja der Kampf ums Überleben, der schon den Einsatz Fünfjähriger bei der Ernte erforderte, erschöpfte die nachwachsende Generation dermaßen, dass an Lernen jenseits des zwingend Existenznotwendigen kaum mehr zu denken war.

Es lag auf der Hand, dass der Kampf der Technologen gegen die Technoparasiten schnell gewonnen werden musste, in den nächsten zehn oder fünfzehn Jahren. Danach würde die Elite schlicht ausgestorben oder so ungeübt sein, dass es einfach unmöglich war, innovative Technologien zu entwickeln.

Der Wettlauf um den Bau der TechnoCitys setzte ein.

ENDE DES ERSTEN TEILS

Fortsetzung und Schluss in BWA 461

© 1998 by Uwe Lammers
Braunschweig, den 25.-29. September 1998
Abschrift: Braunschweig, den 20./21. Oktober 2021
Aufgeteilt für BWA am 29. November 2021